

## Die Quarantäne

von Rajinder Singh Bedi (1939-1984)

Die Pest und die Quarantäne! Die Angst vor der Pest hatte jedes Ding in der Ebene, die sich am Fuße des Himalajas erstreckte, wie mit einer dicken Lage von milchigem Nebel belegt. Jedes Kind der Stadt fing an zu zittern, sobald sie auch nur erwähnt wurde.

Gewiss war die Pest furchtbar, doch die Quarantänestation war noch viel schlimmer. Die Quarantäne setzte die Leute noch mehr in Unruhe als die Pest selber. Das war der Grund, warum auf den Plakaten, die das Gesundheitsamt für die Bürger zur Warnung vor den Ratten angebracht hatte, der Slogan „Keine Ratte – keine Pest“ mit einer Erweiterung ergänzt worden war. Da stand nämlich jetzt „Keine Ratte – keine Pest – keine Quarantäne“.

Die Angst der Leute vor der Quarantäne war ja verständlich. In meiner Eigenschaft als Arzt kann ich nur bekräftigen, dass in der Stadt die Anzahl der Todesfälle aufgrund der Quarantäne tatsächlich größer war als die der Pest, wenn auch die Quarantäne an und für sich keine Krankheit ist, sondern die Bezeichnung eines bewohnten Viertels. Dort werden diejenigen, die sich bei zwischenmenschlichen Kontakten angesteckt haben, von gesunden Bürgern gesetzesgemäß abgetrennt untergebracht, damit die Krankheit sich nicht weiter ausbreitet.

Zwar war für hinreichend Ärzte und Krankenschwestern in der Quarantäne gesorgt, doch angesichts der großen Zahl der Erkrankten war individuelle Fürsorge nicht gesichert. Ich konnte beobachten, wie Kranke die Balance verloren, da Verwandte und Bekannte keinen Zugang hatten. Einige starben einfach sozusagen noch vor der Frist, weil sie mit ansehen mussten, wie alles um sie herum einfach wegstarb. Manchmal war es so, dass Patienten mit gewöhnlichen Erkrankungen sich mit etwas aus ihrer Umgebung ansteckten und todbringenden Keimen zum Opfer fielen.

Wegen der vielen Todesfälle mussten die Toten mit den besonderen Vorkehrungen der Quarantäne in rituellen Angelegenheiten Vorlieb nehmen. Das heißt, Hunderte von Körpern wurden einfach wie Hundekadaver auf einen Haufen geworfen, ohne besondere Umstände mit Benzin übergossen und dem Feuer übergeben. Wenn dann beim Sonnenuntergang zusammen mit den gleißenden Sonnenstrahlen die Flammen hoch züngelten, war das für die noch lebendigen Kranken, als sei der Weltenbrand da.

Die Quarantäne führte zu so vielen Todesfällen, weil Angehörige von Erkrankten diese zu verstecken versuchten, wenn sich die Symptome der Epidemie bemerkbar machten. Sie wollten nämlich vermeiden, dass der Erkrankte mit Gewalt in die Quarantäne abgeschoben wurde. Ärzte hatten die strikte Anweisung, sofort Meldung zu machen, sobald sie Nachricht von einer erkrankten Person erhielten – was wiederum dazu führte, dass die Leute sich von den Ärzten nicht mehr behandeln ließen. Dass ein Haushalt betroffen war, zeigte sich oft erst, wenn ein Leichnam unter markerschütterndem Klagen und Weinen aus dem Haus gebracht wurde.

Zu der Zeit war ich als Doktor in der Quarantäne tätig. Gedanklich und gefühlsmäßig war die Angst vor der Pest ständig da. Wenn ich abends nach Hause kam, wusch ich mir umständlich mit Karbolsäure die Hände, gurgelte mit antiseptischem Mundwasser und nahm ein Tässchen Kaffee oder auch einen Schluck Brandy zu mir, der mir den Magen mit seiner angenehmen Wärme reinigte, was wiederum zu Schlaflosigkeit und Sehstörungen führte. Ein paar Mal nahm ich aus lauter Angst vor der Krankheit eine Tablette, um Erbrechen zu induzieren und damit meine Gesundheit zu bewahren. Wenn es wegen des heißen Kaffees oder wegen dem Brandy im Bauch rumorte und mir die Hitze zu Kopfe stieg, überließ ich mich allen möglichen Angstvorstellungen wie ein Mann ohne jeden Verstand. Kratzte es ein wenig im Hals, dachte ich gleich, nun träten die Symptome auf... Herrje! Nun werde auch ich Opfer dieser furchtbaren Krankheit... die Pest! Und dann... die Quarantäne!

In dieser Zeit kam der Straßenfeger und kürzlich konvertierte Christ Bhagu, der meine Gasse sauber hielt, zu mir und meinte, „Mein Herr... wie furchtbar das ist! Heute kam die Amboluns (Ambulanz) und nahm allein aus unserem Viertel zwanzig und einen Kranken mit!“ – „Einundzwanzig? Im Krankenwagen...?“ fielen mir die Worte ohne Zutun aus dem Mund, so schockiert war ich.

„Ja, Herr... ganze zwanzig und eins... auch die werden sie in die Kvontin (Quarantäne) mitnehmen... oje! Ob die Ärmsten wohl jemals wieder zurückkehren?“

Wie ich so mit Bhagu sprach, erfuhr ich, dass er täglich um drei Uhr morgens aufstand. Er pflegte sich dann einen Achtelliter Fusel zu genehmigen und fing dann an, Desinfektionspulver in den Gassen der Honoratioren und an den Kanälen zu streuen, damit die Keime sich nicht weiter ausbreiteten. Bhagu ließ mich auch wissen, weswegen er schon um drei Uhr aufstand. Er sammelte nämlich die Leichen ein, die man auf dem Markt abgelegt hatte. Außerdem erledigte er den einen oder anderen Dienst für die Leute in dem Viertel, in dem er tätig war, und die aus Angst vor der Krankheit nicht mehr selbst vor die Tür gingen. Bhagu dagegen hatte überhaupt keine Angst vor der Krankheit. Er meinte, wenn der Tod kommt, dann kann man gehen, wohin man will – doch man kann ihm nicht entkommen.

Zu der Zeit, als die Leute sich nicht mehr zu treffen wagten, wickelte sich Bhagu ein Tuch um Kopf und Gesicht und versah den Dienst am Menschen mit großer Hingabe. Seine Kenntnisse waren zwar etwas beschränkt, doch auf der Basis seiner eigenen Erfahrungen klärte er die Leute wie ein Fachmann auf, wie sie der Krankheit entgehen könnten. Er riet ihnen, einfache Sauberkeitsregeln zu beachten, Desinfektionspulver zu verteilen und nicht aus dem Haus zu gehen. Einmal bemerkte ich, wie er den Leuten riet, regelmäßig Sprit zu trinken. Als er danach bei mir vorbeikam fragte ich, „Hast Du denn überhaupt keine Angst vor der Pest?“

„Nein, Herr... mir wird kein Haar gekrümmt, solange die Zeit nicht dafür reif ist. Sie sind so'n richtig großer Doktor, Tausende haben Sie geheilt. Doch wenn es soweit ist, helfen mir Ihre Pillen und Wässerchen auch nicht... ja, Herr... bitte seien Sie mir nicht böse! Ich sage nur, was Sache ist und nehme kein Blatt vor den Mund!“ Dann wechselte er den Ton und sprach: „Sagen Sie mir doch eins, Herr... wie ist es da in der Kvontin?“

„Da in der Quarantäne sind schon Tausende von Kranken eingetroffen. Wir behandeln sie, so gut es geht. Aber wie weit kann das gehen – selbst die Leute, die mit mir da arbeiten, haben Angst, sich bei denen länger aufzuhalten. Vor lauter Angst vertrocknen ihnen Lippen und Kehle! Keiner kommt den Gesichtern der Kranken so nahe wie du. Und keiner gibt sich so fürsorglich wie du... Bhagu! Möge Gott dich segnen – dafür, dass du der Menschheit derartig zu Diensten bist!“

Bhagu senkte ehrfürchtig den Kopf, nahm das Tuch vom Gesicht herunter. Da sah ich, dass sein Gesicht vom Alkohol ganz rot war. Er sagte: „Herr, wozu bin ich schon zu gebrauchen? Was kann es schon Besseres geben, als wenn es jemand wegen mir bessergeht, wenn mein nutzloser Körper für irgendwas Verwendung findet. Herr, der ehrwürdige Vater Labe (Pater Mont Lam, der Abbé), der oft zum Predigen in unser Viertel kommt, der sagt, der göttliche Jesus Messias lehrt genau das, dass man nämlich einem Kranken dienen soll, auch wenn man dafür sein eigenes Leben einsetzt... ich habe das begriffen...“

Ich wollte Bhagu für seinen Mut loben, doch ich war so gerührt, dass ich einhalten musste. Wenn ich sein sinnerfülltes und aktives Leben sah, regten sich Neidgefühle in meinem Innersten. Ich fasste den Beschluss, heute in der Quarantäne mit vollem Einsatz zu arbeiten und mich zu bemühen, so viele Kranke wie nur möglich zu behandeln. Ich wollte sogar mein Leben einsetzen, um es ihnen leichter zu machen.

Leider ist das leichter gesagt als getan. Als ich in der Quarantäne ankam, den fürchterlichen Zustand der Kranken sah und ihr stinkender Atem mein Geruchsorgan erreichten, sank mir der Mut und ich brachte es in der Nachfolge Bhagus nicht weit.

An dem Tag aber, an dem ich Bhagu mitnahm, schuftete ich ordentlich in der Quarantäne. Den Teil der Arbeit, bei dem man den Kranken allzu nahekommen musste, überließ ich Bhagu, was er ohne jegliche Klage ausführte... Ich hielt mich von den Kranken soweit wie möglich fern, weil ich nämlich extreme Angst vor dem Tod hatte. Und noch mehr vor der Quarantäne.

Stand Bhagu wirklich über dem Tod wie auch über der Quarantäne, über beiden also?

An dem Tag wurden ungefähr vierhundert Patienten in die Quarantäne eingeliefert, ungefähr zweihundertfünfzig schieden dahin. Bhagus Lebenseinsatz allein war es zu verdanken, dass ich immerhin eine größere Anzahl Patienten heilen konnte. Auf der Tafel mit der Statistik, die im Büro des Chief Medical Officer hing und den aktuellen Stand der Heilungen anzeigte, war die Linie am höchsten, die die Heilungen von Patienten unter meiner Behandlung anzeigte. Unter irgendeinem Vorwand schlich ich mich täglich in das Zimmer, um mich mit dieser Linie zu beglücken, die in Richtung hundert Prozent wanderte.

Einmal trank ich ein bisschen mehr Brandy als nötig. Mein Herz fing an zu pochen. Der Puls galoppierte wie ein Pferd und ich wandte mich unruhig hierhin und dorthin wie eine kranke Seele. Ich fing an mich zu fragen, ob der Krankheitskeim mich am Ende doch noch herannimmt und womöglich als nächstes Beulen am Hals und an den Oberschenkeln auftreten würden. Ich geriet in Panik und wollte einfach nur vor der Quarantäne weglaufen. Solange ich da war, hatte ich ein hysterisches Zipperlein. An dem Tag stieß ich nur zweimal auf Bhagu.

Gegen Mittag sah ich ihn, wie er einen Patienten umarmte. Liebevoll klopfte er ihm mit seinen Händen auf den Rücken. Der Patient nahm all seine Kraft zusammen und sprach, „Allah ist wahrhaftig der Herr! Möge Gott selbst seinen Feind nicht an diesen Ort führen. Ich habe zwei Töchter...“ Bhagu unterbrach ihn und sprach, „Dank dem Herrn Jesus, der der Messias ist, Bruder... du siehst schon wieder besser aus.“ „Gewiss, Bruder, Dank sei Gott... ich fühle mich auch schon wieder etwas besser. Wenn ich aus der Quarantäne...“ Und als er diese Worte in den Mund nahm, spannten sich seine Muskeln an, der Speichel rann ihm aus dem Mund, die Augen verdrehten sich, sein Körper zuckte noch ein paar Mal und dann wurde der Patient, der vor wenigen Augenblicken noch so aussah, als ginge es ihm etwas besser, für immer still.

Bhagu vergoss unsichtbare Blutstränen für den Toten – wer sonst hätte um ihn weinen können? Wenn jemand von den Seinigen da gewesen wäre, hätte ihre herzergreifende Klage Himmel und Erde erschüttert. Bhagu aber war mit allen verwandt. Für alle und jeden trug er die Trauer in seinem Herzen. Für alle weinte und klagte er... eines Tages bot er sich selbst mit großer Ergebenheit zur höheren Ehre des Herrn Jesus des Messias zur Buße für die Sünde der Menschheit dar.

Am selben Tag kam er am frühen Abend bei mir angerannt. Er atmete heftig und stöhnte dabei schmerzvoll. Er sprach, „Mein Herr... diese Kvontin ist die Hölle. Die Hölle! Vater Labe hat die Hölle immer in dieser Art beschrieben...“ Ich sagte, „du hast recht, das ist sogar schlimmer als die Hölle... ich suche nach einer Möglichkeit, von hier wegzukommen... mir geht es heute nicht gut.“ „Mein Herr, was kann es Schlimmeres geben als das... heute hat ein Patient aus lauter Angst vor der Krankheit das Bewusstsein verloren, man hielt ihn für tot und warf ihn auf den Haufen mit den Leichen. Als dann Benzin darüber geschüttet wurde und die Flammen an ihnen hochzüngelten, sah ich, wie er mitten im Feuer mit Händen und Füßen um sich schlug. Da sprang ich kurzerhand hinein und holte ihn heraus. Mein Herr! Der war schon ziemlich übel abgeflämmt... und als ich ihn herauszog, habe ich mir auch noch den linken Arm verbrannt.“

Ich warf einen Blick auf Bhagus Arm, auf dem lauter gelbe Blasen zu sehen waren. Ich schüttelte mich, als ich das sah. Ich fragte, „Hat der Mann überlebt? Was geschah mit ihm...“ „Herr... das war ein ehrenwerter Mann. Die Welt hat viel zu wenig von seiner Freundlichkeit und seinem Edelmut gehabt. Selbst in seinem elendigen Zustand hob er noch das verbrannte Gesicht hoch, schaute mich mit seinem sterbenden Blick an und dankte mir! Und Herr...“, setzte Bhagu hinzu, „Kurze Zeit später litt er so fürchterliche Qualen, wie ich das bis heute noch bei keinem erlebt habe, der sein Leben aushaucht... da starb er. Es wäre viel besser gewesen, ich hätte ihn verbrennen lassen. Stattdessen habe ich ihn da herausgeholt und ihn damit ins Leben zurückgeholt, nur damit er noch mehr leiden muss – und am Ende kam er doch nicht davon! Und jetzt komme ich gerade vom Haufen mit den Leichen, wo ich ihn mit meinen verbrannten Armen nochmal draufgeworfen habe...“

Weiter konnte Bhagu nicht mehr sprechen. Schließlich fügte er zwischen Seufzern mit stockender Stimme hinzu, „Wissen Sie... was das für eine Krankheit war... die ihn umgebracht hat? Nicht die Pest, nein... die Kvontin... die Kvontin!“

In dieser furchtbaren Zeit war zwar der Gedanke tröstlich, dass die Toten es überstanden hatten, doch das markerschütternde Stöhnen und Schreien der Untröstlichen lag mir in den Ohren, sobald ich nachts im Bett lag. Das Klagen und Weinen von Müttern, das Aufschreien von Schwestern, das Klagelied von Ehefrauen, das Schreien und Rufen von Kindern – in dieser eigenartigen Stille der nächtlichen Stadt, in der selbst mitten in der Nacht die Eulen nicht zu rufen wagten, tauchten die Schreckbilder vor mir auf. Wenn selbst gesunde Leute eine derartige Last auf der Brust liegen hatten, wie sollten sich da erst die Leute fühlen, die zuhause krank darniederlagen und die nur Schemen der Hoffnungslosigkeit auf den Türen und Wänden sahen, die sie umgaben. Und schließlich die Patienten der Quarantänestation, die schon alle Hoffnung aufgegeben hatten und dem Tod ins Auge sahen, trotzdem aber noch am Leben hingen, gleichsam wie wenn sich jemand mitten in einem Taifun in einer Baumkrone festklammert, während weiter unten die tosenden Wogen immer höher schlagen und nur darauf warten, auch die Krone unter Wasser zu setzen.

Am nächsten Tag fühlte ich mich nicht wohl und ging einfach nicht zur Quarantänestation. Ich schob einen Grund vor, nämlich wichtige Arbeit. Allerdings hatte ich dabei mit heftigen Gewissensbissen zu kämpfen... es war nämlich sehr gut möglich, dass es manchem Kranken besser ginge, wenn ich mich um ihn kümmerte. Diese Angst aber, die mir auf Herz und Verstand drückte, hatte meine Füße in Ketten gelegt. Als es am Abend Zeit war, ins Bett zu gehen, erhielt ich die Mitteilung, dass bis heute Abend fünfhundert neue Patienten in der Quarantäne angekommen waren.

Ich war gerade dabei, mich schlafen zu legen – nachdem ich einen heißen Kaffee getrunken hatte, der mir den Magen wärmte – da hörte ich Bhagus Stimme an der Tür. Kaum hatte mein Diener die Tür geöffnet, stürmte Bhagu heftig atmend herein. Er sagte, „Herr... meine Frau ist erkrankt... die Beulen zeigen sich an ihrem Hals... retten Sie sie um Gottes Willen... ein Kleinkind, anderthalb Jahre alt, trinkt an ihrer Brust, das wird mit ihr sterben.“ Ohne auch nur eine Spur von tieferem Verständnis zu zeigen, antwortete ich ärgerlich, „Warum bist du nicht eher damit angekommen? ... hat denn die Krankheit eben erst angefangen?“ „Heute Morgen war das nur ein bisschen Temperatur... als ich zur Kvontin ging...“ „Aha... sie war also krank zuhause und du bist zur Quarantäne gegangen?“ „Jawohl, Herr...“ sagte Bhagu mit einem Zittern in der Stimme. „Sie war einfach ein bisschen krank. Ich dachte, sie wird wohl das Milchfieber haben... abgesehen davon hatte sie ja keine Beschwerden... außerdem waren ja meine beiden Brüder daheim... und hunderte Kranke in der Quarantäne hilflos...“

„Da hast Du wohl mit Deiner grenzenlosen Menschenfreundlichkeit und Deiner Opferbereitschaft den Keim mit nach Hause gebracht, wie? Habe ich dir nicht gesagt, du sollst den Patienten nicht zu nahe kommen?... Sieh mal, genau aus diesem Grund bin ich heute nicht dorthin gegangen. Da bist du jetzt selber schuld! Was kann ich da jetzt noch tun? Wenn du dein Leben schon aufs Spiel setzt, musst Du halt diesen Leichtsinn jetzt selbst ausbaden. Hunderte von Leuten liegen krank bei uns in der Stadt...“

Mit flehentlichem Ausdruck sagte Bhagu, „Aber der Herr Jesus, der Messias...“ „Lass mich in Ruhe... da kommt sich wohl einer groß vor... du wusstest, was passiert und hast dir doch die Hand verbrannt. Soll etwa jetzt ich dafür bestraft werden? Selbstaufopferung schön und gut, aber das hat nichts damit zu tun. Zu dieser späten Stunde kann ich nichts mehr für dich tun...“ „Aber Vater Labe...“ „Hau ab... geh weg... du mit deinem Vater Lam Abe...“

Bhagu zog mit gesengtem Haupt davon. Eine halbe Stunde später war mein Zorn verflogen und die Gewissensbisse setzten ein. Was war ich nur für ein Klugscheißer, der sich im Nachhinein schämte! Zweifellos war das die schlimmste Strafe für mich, dass ich meinen Stolz niedertreten und Bhagu um Vergebung wegen meines unangebrachten Betragens bitten musste, damit ich seine Frau mit voller Hingabe behandeln durfte. Ich wechselte rasch die Kleider und eilte zu Bhagus Adresse... als ich ankam, sah ich, wie Bhagu gerade mit seinen beiden jüngeren Brüdern deren Schwägerin auf der Liege nach draußen trugen... Ich wandte mich an Bhagu und fragte, „Wo bringt ihr sie hin?“ Bhagu antwortete zögerlich, „In die Kvontin...“

„Ist also in deiner Vorstellung die Quarantäne keine Hölle mehr... Bhagu?“ „Sie wollten ja nicht mitkommen, mein Herr... was bleibt mir anderes übrig? Ich dachte, da kümmert sich wenigstens ein Arzt um sie und ich kann mich um sie genauso wie um die anderen Kranken kümmern.“ „Stell die Liege hier hin... denkst du etwa immer noch an die anderen Kranken? Dummkopf...“

Die Liege wurde wieder hereingeholt. Ich gab Bhagus Frau von meiner unfehlbaren Medizin zu trinken, stellte mich gegen meinen unsichtbaren Feind in den Ring. Bhagus Frau machte tatsächlich die Augen auf. Bhagu sagte mit zitternder Stimme, „Ich werde Ihnen mein Leben lang dankbar sein, Herr!“ Ich sagte, „Ich schäme mich wirklich für mein Verhalten eben, Bhagu... möge Gott dich für deinen Dienst belohnen, indem er deine Frau wieder gesund macht.“

Im gleichen Augenblick sah ich, wie mein unsichtbarer Feind seine ultimative Waffe einsetzte. Auf einmal erzitterten die Lippen von Bhagus Frau. Ihr Puls, den ich mit der Hand tastete, wurde langsamer und zog sich in Richtung Schulter zurück. Mein unsichtbarer Feind, der meistens der Sieger blieb, hatte mich wieder einmal glatt auf den Rücken gelegt. Ich senkte schuldbewusst den Kopf und sagte, „Bhagu – du unglücklicher Bhagu! Da hast du den schäbigen Lohn für dein aufopferungsvolles Tun... ach!“

Bhagu brach offen in Tränen aus. Der Anblick, wie Bhagu seinen schluchzenden Sohn sich von seiner Mutter für immer verabschieden ließ, brach mir das Herz. Er verabschiedete mich freundlich und ergeben.

Ich hatte gedacht, dass Bhagu nun, da seine Welt verdunkelt war, sich um niemanden mehr kümmern würde... doch am nächsten Tag sah ich, wie er sich mit noch mehr Hingabe um die Kranken kümmerte. Hunderte von Familien bewahrte er vor der Auslöschung... ohne sich um sein eigenes Leben zu sorgen. Ich folgte Bhagu nach und arbeitete mit größtem Einsatz. Wann immer die Arbeit in der Quarantänestation und in den Krankenhäusern es mir erlaubte, setzte ich meine freie Zeit dafür ein, mich den Häusern der Unterschicht der Stadt zuzuwenden, wo die

Krankheit herkam. Das war, weil sie direkt an den Abwasserkanälen lagen und wegen des Mülls, der da offen herumlag.

So gelang es mit der Zeit, den Keim der Krankheit aus der Umgebung zu vertreiben. Im Nu präsentierte sich die Stadt wieder geputzt und gereinigt. Keine Spur von Ratten mehr zu sehen. In der ganzen Stadt gab es nur noch ein paar Fälle, die sofort gemeldet und behandelt wurden, damit die Krankheit keine Chance zur weiteren Verbreitung bekam.

Das normale Leben und Streben in der Stadt ging wieder in seinen krankheitsfreien normalen Verlauf über. Schulen, Colleges und Büros öffneten wieder. Ich nahm klar und deutlich wahr, dass die Leute mit Fingern auf mich wiesen, wenn ich über den Markt ging. Die Leute schauten mich mit Dankbarkeit an. In den Zeitungen wurde mein Porträtfoto zusammen mit anerkennenden Kommentaren abgedruckt. Der Rummel überall ließ gar meinen Stolz anschwellen.

Schließlich kam es zu einer glänzenden Galaveranstaltung, zu der die Honoratioren der Stadt und die Doktoren eingeladen wurden. Der Stadtratsvorsitzende eröffnete die Veranstaltung. Ich wurde bei dem Herrn Vorsitzenden platziert, weil nämlich das Fest eigentlich nur gegeben wurde, um mich zu ehren. Die Girlanden drückten so sehr auf meine Schultern, dass ich den Hals krumm machen musste und selbst dachte, dass meine Persönlichkeit wohl tatsächlich vorbildlich war. Doch schweiften meine stolzen Blicke unruhig hierhin und dorthin... Aus Dankbarkeit für den aufopfernden Dienst an der Menschheit übergab mir der Rat einen Umschlag mit 1001 Rupien als kleine Geste der Anerkennung.

Alle Anwesenden bejubelten meine Kollegen und insbesondere meine persönlichen Leistungen. Es hieß, die Seelen seien gar nicht zu zählen, die bei der vergangenen Epidemie dank meines Einsatzes gerettet worden seien, bei dem ich weder meine Seele noch meinen Körper geschont hätte. Ich hätte mich nicht darum geschert, ob es Tag oder Nacht gewesen sei, sondern stattdessen mein eigenes Leben in den Dienst des Lebens der Nation gestellt, mein Privateigentum als Eigentum des Landes angesehen, sei tapfer zu den Krankheitsherden vorgedrungen und hätte den Sterbenden dort das Elixier des Lebens verabreicht.

Der Stadtratsvorsitzende stellte sich links vom Pult auf, nahm einen dünnen Zeigestab in die Hand und wies damit für die Anwesenden auf die schwarze Linie auf der Tafel an der Wand. Die Linie wandte sich im Zickzackmuster immer weiter aufwärts bis hin zum Punkt, an dem die Epidemie besiegt war. Dann wies er auf das Datum hin, an dem 54 Patienten in meine Obhut gegeben wurden, die alle wieder geheilt wurden. Will sagen, am Schluss war der Erfolg 100-prozentig, so dass die schwarze Linie den oberen Rand der Grafik durchstieß.

Im Anschluss daran lobte der Stadtratsvorsitzende in seiner Rede überschwänglich meinen Mut und verkündete, dass es die Anwesenden sicherlich erfreuen wird, zu hören, dass der liebe Herr Bakshi als Dank für seine Dienste in den Rang eines Leutnants erhoben wird.

Daraufhin hallte der Saal von begeisterten Hochrufen und heftigem Händeklatschen wider. Inmitten dieses lauten Händeklatschens erhob ich mein stolzgeschwelltes Haupt. Ich dankte dem Leiter der Versammlung und allen ehrenwerten Anwesenden förmlich, hielt eine lange und breite

Rede, in der ich abgesehen von unbedeutendem Geschwafel erklärte, dass Ärzte sich nicht nur um Krankenhäuser und Quarantänestationen zu kümmern hätten, sondern auch um die Häuser der Unterschicht. Die nämlich sei nicht in der Lage, sich selbst zu helfen, und würde leicht zum Opfer dieser furchtbaren Krankheit. Ich hätte mit meinen Kollegen zusammen den eigentlichen Herd der Krankheit entdeckt. Darauf hätten wir unsere ganze Mühe dafür verwendet, die Krankheit an ihrer Wurzel auszurotten. Nach der täglichen Arbeit in der Quarantäne und im Krankenhaus hätten wir abends unsere Zeit an diesen furchtbaren Krankheitsherden zugebracht.

An gleichen Tag, als ich nach der Festversammlung, den stolzgeschwelltem Hals des Leutnants hoch erhoben und von Girlanden voll behängt mit der bescheidenen Gabe des Volkes in Form einer Summe von 1001 Rupien in der Tasche zuhause ankam, hörte ich eine bescheidene Stimme von einer Seite: „Herr... ganz herzlichen Glückwunsch.“

Und Bhagu stellte seinen alten Besen an den Deckel eines schmutzigen Wasserbehälters, während er mir gratulierte und nahm das Ende von seinem Turban ab, das er vor das Gesicht gewickelt hatte. Ganz gerührt blieb ich stehen. „Du bist es...? Bhagu, Bruder!“ sagte ich und musste mich sehr zusammenreißen... „Die Welt kennt dich nicht Bhagu, keine Ahnung... doch ich kenne dich. Und dein Jesus kennt dich... du vorbildlicher Schüler von Vater Lam Abbé... möge Gott es dir verdenken!“

Auf einmal verstopfte es mir die Kehle. Vor meinen Augen formte sich wieder das Bild von dem Moment, als Bhagus Frau starb... und das von seinem Sohn. Ich bekam es mit der Angst zu tun, mir war, als würde mir unter der Last der Girlanden das Rückgrat im Nacken durchbrechen. Gleichzeitig schien das Gewicht des Geldbeutels meine Tasche platzen zu lassen. Und... ich hatte zwar jede Menge Ehrenbezeugungen eingesteckt, doch plötzlich fühlte ich mich bar jeder Ehre und voller Klage über diese selbstverliebte Welt.

Aus dem Urdu übersetzt von Heinz Werner Wessler  
Die Übersetzung erschien in SÜDASIEN, Heft 2-2020  
Mit freundlicher Genehmigung von SÜDASIEN

Der Originaltext findet sich in Nastaliq und Devnagari unter  
<https://www.rekhta.org/stories/quarantine-rajinder-singh-bedi-stories>

Zum Autor

Rajinder Singh Bedi (1915-1984) ist einer der bedeutendsten Urdu-Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Er stammt aus einem Dorf im westlichen Panjab (heute Pakistan) und arbeitete in den für ihn prägenden Jahren vor der Unabhängigkeit, als auch die hier übersetzte Kurzgeschichte entstand, in Lahore. 1947 sah er sich als Sikh gezwungen, Lahore zu verlassen und nach Indien überzusiedeln, wo er sich schließlich in Delhi niederließ. Als Verfasser stand er der Progressiven Schriftstellerbewegung nahe, schrieb ca. 70 Kurzgeschichten und betätigte sich auch als Dramatiker, der später als Filmregisseur, Drehbuchautor und Dialogautor im Hindi-Kino arbeitete. Er erhielt mehrfach hohe Auszeichnungen, so 1959 den *Filmfare Best Dialogue Award* für das



Skript des Films *Madhumati*, 1965 den *Sahitya Akademi Award* und 1971 den *Filmfare Best Dialogue Award* für den Film *Satyakam*, die hohe staatliche Ehrung *Padma Sri* 1972 und den *Ghalib Award* 1978. – Bis weit ins 20. Jahrhundert traten im kolonialen Indien immer wieder Epidemien auf, zu deren Bekämpfung die Kolonialbehörden in den Städten Quarantänestationen errichteten, in die Personen mit Krankheitssymptomen zwangsweise verfrachtet wurden. Vor allem flackerte immer wieder die Cholera und die Pest auf – noch 1994 trat eine lokal begrenzte Pestepidemie in Gujarat auf.